

Der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. vor zehn Jahren und das Weiterwirken seiner Theologie

Von Erich Garhammer

Es ist genau zehn Jahre her: Am 28. Februar 2013 vollzog Papst Benedikt XVI. seinen Rücktritt, den er am 11. Februar überraschend angekündigt hatte. Zwei Tage nach der Ankündigung, also am 13. Februar, traf er sich mit dem römischen Klerus, um sich von ihm zu verabschieden. Dabei hielt er eine frei formulierte Rede über seine Erkenntnisse zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Er wollte diese Erkenntnisse wie sein Vermächtnis weitergeben. Am Schluss seiner Rede stellte er fest, dass es zwei Konzilien gegeben habe: das wirkliche Konzil und das Konzil der Medien. Das von den Medien gemachte Konzil werde aber seiner Meinung nach immer mehr an Bedeutung verlieren.

Das Konzil einhegen

Diese Ansprache zeigt wie im Brennglas das Bemühen von Papst Benedikt XVI., das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Sinn gültig zu interpretieren und seine Rezeption festzulegen. In seiner ersten Weihnachtsansprache vor dem Kardinalskollegium 2005 hatte er dafür die Unterscheidung von zwei Hermeneutiken getroffen: einer Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches und einer Hermeneutik der Reform. Das Konzil habe keinen Auftrag gehabt, die Lehre der Tradition substantiell zu verändern, sondern sie lediglich für heute weiterzuschreiben. Für die Hermeneutik des Bruches machte der Papst vorwiegend diejenigen Theologen verantwortlich, die ohne bischöflichen Auftrag ein permanentes Konzil abhalten wollen – hier hatte er die Zeitschrift *Concilium* im Blick, deren Gründung er zwar selbst unterstützt, von der er sich aber bald distanziert hatte – und daneben die Journalisten, die nur unter der Optik der Innovation und des Umbaus der Kirche am Konzil interessiert gewesen seien. Der Papst wollte ein Konzil pur – ohne das mediale Ereignis Konzil – destillieren.

Diese Absicht von Papst Benedikt lässt die Frage stellen: was hat ihn, der zunächst zur Speerspitze der Innovation auf dem Konzil zählte, zu seiner Kehrtwendung bewogen?

Der Reformier Ratzinger

Besonders zwei Interventionen haben den jungen Theologen Ratzinger in die Konzilsgeschichte eingeschrieben. Zunächst seine Genueser Rede, die er für Kardinal Frings entworfen hat. In der Genueser Rede plädierte er für die Relativität menschlicher Kulturen, für eine Ent-Ideologisierung – die Kirche eingeschlossen – und für eine Intensivierung der bischöflichen Gewalt und ihrer Ortsgebundenheit.

In seinen weiteren für Frings erstellten Stellungnahmen auf dem Konzil ist eine ökumenische Sensibilität spürbar, die Forderung nach einer neuen Kommunikationskultur und einem neuen Kommunikationsstil in der Kirche sowie ein Plädoyer für die Weite des Katholischen.

In seinem Rückblick auf die erste Sitzungsperiode hielt Ratzinger seine Eindrücke fest. Er bemängelte die Qualität der von der Kurie vorbereiteten Texte: Die in Rom erstellten Schemata seien geprägt gewesen von einem Anti, von einer Negation, von der Verkrampfung des Abwehrkampfes gegen den Modernismus, von einer Theologie der Negation und der Verbote. „Aber alles, was geschehen war, hatte die Situation grundlegend verändert. Die Bischöfe waren nicht mehr dieselben wie vor Eröffnung des Konzils. Zum ersten hatten sie sich als Episkopat, als eine eigene Größe mit eigener gemeinsamer Verantwortung entdeckt, zum anderen war mit dem Liturgieschema anstelle des alten Anti, der Negation, eine neue positive Möglichkeit vor ihnen aufgetaucht, die Möglichkeit, aus der Defensive heraus zu kommen und christlich offensiv zu werden, positiv zu denken und zu handeln. Und dieser Funke hatte gezündet. Das Wort des Papstes in der Eröffnungsansprache, die Kirche habe jetzt nicht zu verurteilen, sondern die Medizin des Erbarmens auszuteilen, das Konzil habe nicht Negationen auszusprechen, sondern den Glauben positiv neu darzustellen ... All das, was man vorher als einen Ausdruck seines (gemeint ist Johannes XXIII.) persönlichen Temperaments betrachtet hatte ..., gewann jetzt Sinn, wurde verständlich und bedeutsam.“ (Joseph Ratzinger, Die erste Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Rückblick, Köln 1963, 38f.)

Die Schule des Amtes: die Kommunikation mit den Gläubigen

Des Weiteren hob er die Lehrautorität der Bischöfe hervor, die ihnen aus dem Miteinander mit ihren Gläubigen erwächst. Das Konzil hatte seine eigene Lehrautorität geltend gemacht und gegenüber den kurialen Kongregationen, die im Dienst der primatialen Gewalt und ihrer vereinigenden Funktion standen, nun die Stimme des Episkopats oder besser: die Stimme der Weltkirche zur Geltung gebracht. Denn mit und in den Bischöfen waren die jeweiligen Länder, waren die Gläubigen, ihre Sorgen und Situationen vertreten. „Was die Bischöfe sagten und taten, war weit mehr als Ausdruck einer bestimmten theologischen Schulbildung. Es kam vielmehr aus der zweiten Schule, in die sie gegangen waren, aus der Schule ihres Amtes, aus der Gemeinschaft mit ihren Gläubigen und mit der Welt, in der sie leben. Man spricht heute in der Theologie viel vom Glaubenssinn der Kirche als einer Quelle der Dogmatik ... Hier aber war wirklich das Glaubensbewusstsein der Gesamtkirche konkret und energisch in Erscheinung getreten, so sehr, dass es die intensive Vorbereitungsarbeit von drei Jahren, ohne ihre Bedeutung zu negieren, doch als weitgehend unzulänglich enthüllte und eine Wiederholung dieser Arbeit auf neuer Grundlage forderte.“ (Ebd. 54f.)

Welch wunderbare Definition war Ratzinger hier gelungen: das Bischofsamt als zweite Schule, als Schule des Lebens mit den Gläubigen und mit ihren Bedürfnissen! In diesen

Sätzen fließen die Idee des Konzils, wie sie Johannes XXIII. entfaltet hatte und die Sicht von Joseph Ratzinger förmlich zusammen, ein großes Einverständnis wird sichtbar.

Der Riss

Immer wieder wird gerätselt, warum Joseph Ratzinger unmittelbar nach dem Konzil sich immer kritischer zum Konzil geäußert hat. Die unterschiedlichsten Deutungen werden angeboten: Die Kulturrevolution der 68er Jahre und ihre Auswüchse, die Erfahrungen in Tübingen angesichts der Studentenrevolte, der Marxismusverdacht, die Politisierung der Katholikentage, die Würzburger Synode und ihr parlamentarisches Selbstverständnis, die Missbräuche in der Liturgie, die Rede vom Geist des Konzils. All das hat sicher verstärkend eine Rolle gespielt. Aber der eigentliche Bruch war viel früher. Er war die Konsequenz einer einschneidenden biographischen Erfahrung, geradezu eines traumatischen Ereignisses während des Konzils. Ein untrügliches Zeugnis dafür ist schon der Epilog von Ratzinger zur letzten Konzilsperiode (1965). Hier warnt er bereits, dass da und dort Erneuerung mit Verwässerung und Verbilligung verwechselt werde, dass man in liturgische Gestaltungsfreudigkeit flüchte, weniger nach der Wahrheit des Glaubens als nach seiner Modernität frage. Eine Schwarz-Weiß-Malerei greife um sich, die jeden Fortschritt der Kirche mit einem unbefriedigenden Zustand der vorkonziliaren Kirche kontrastiere. Aber darüber dürfe man nicht vergessen, dass die Kirche allzeit Kirche geblieben ist und dass allzeit in ihr der Weg des Evangeliums gefunden werden konnte und gefunden worden ist. Für diese Kontinuität stehen vor allem die einfachen Gläubigen sowohl früher als auch heute: „Sie waren es, die die Fackel der Hoffnung weitergaben an das Neue Testament; ihre Namen sind die letzten des alten Gottesvolkes und die ersten des neuen in einem: Zacharias, Elisabeth, Josef, Maria. Der Glaube derer, die einfachen Herzens sind, ist der kostbarste Schatz der Kirche; ihm zu dienen und ihn selbst zu leben die höchste Aufgabe kirchlicher Erneuerung.“ (Joseph Ratzinger, Die letzte Sitzungsperiode des Konzils, Köln 1966, 77)

Hier zeigen sich die beiden zentralen Aspekte, die Ratzinger künftig in seinen Vorträgen und theologischen Veröffentlichungen stets betonen wird: Kontinuität in der Kirche, keine Diskontinuität oder gar eine neue Kirche und die Bedeutung der einfachen Gläubigen. Diese werden in Gegensatz gebracht zu den Theologen, die diese Kontinuität verdunkeln und für eine neue Kirche votieren. Ab da streitet Ratzinger für eine Kirche, die immer dieselbe war trotz aller Neuerungen, in der immer das Evangelium lebendig war und er nimmt Partei für die einfachen Gläubigen, die die wahren Traditionsträger des Glaubens sind.

Rede auf dem Katholikentag in Bamberg 1966

Auf dem Katholikentag in Bamberg 1966 artikulierte Ratzinger zum ersten Mal in der Öffentlichkeit sein bislang persönliches Unbehagen am konziliaren Reformeifer. Er beschrieb eine Stimmung der Enttäuschung und der Unzufriedenheit. Der Glaube sei nicht

der Welt nähergekommen, im Gegenteil, er sei mühseliger geworden, weil ausgesetzt und schutzlos. Es kam nicht zu mehr Glauben in der Welt, sondern zur Verweltlichung der Kirche. Unter den Gläubigen führte das mehr oder weniger zu Spaltungen, den einen gehen die Reformen zu wenig weit, sie sähen darin nur vorsichtige Kompromisse, einen Sieg diplomatischer Behutsamkeit über den Sturm des Heiligen Geistes. Für die anderen bedeuten sie ein Ärgernis, eine Preisgabe der Kirche an den Ungeist der Zeit. Sie sähen mit Bestürzung, wie ins Wanken geriet, was ihnen das Heiligste war, und sie wendeten sich betroffen ab von einer Erneuerung, die ein Christentum zu herabgesetzten Preisen wolle, wo eher ein Mehr an Glaube, Hoffnung und Liebe von Nöten gewesen wäre. Hier war es wieder spürbar, das Anknüpfen an den Ängsten der früheren Generation, ihre vertraute Kirche zu verlieren und an ihre Bestürzung, ein Christentum zu herabgesetzten Preisen zu bekommen und damit eine Kirche, die nicht mehr dieselbe war wie früher verbunden mit der Angst, damit des ewigen Heils verlustig zu gehen.

Weihnachtsansprache 2005

Diese Deutung des Konzils liegt auch der Ansprache beim Weihnachtsempfang an das Kardinalskollegium und die Mitglieder der Römischen Kurie am 22. Dezember 2005 zugrunde und seiner Unterscheidung der zwei Hermeneutiken: Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches und Hermeneutik der Reform, der Erneuerung des einen Subjekts Kirche, die der Herr uns geschenkt hat, unter Wahrung der Kontinuität. Die Hermeneutik der Diskontinuität berge das Risiko eines Bruches zwischen vorkonziliarer und nachkonziliarer Kirche. Sie begreife das Konzil als eine Art verfassungsgebende Versammlung, die eine alte Verfassung außer Kraft setze und eine neue schaffe. Die Konzilsväter hätten aber keinen solchen Auftrag gehabt und niemand könnte ihnen auch einen solchen geben, „weil die eigentliche Kirchenverfassung vom Herrn kommt, und sie uns gegeben wurde, damit wir das ewige Leben erlangen und aus dieser Perspektive heraus auch das Leben in der Zeit und die Zeit selbst erleuchten können.“ Hier wird die Bedeutung der Kontinuität der Kirche erneut für das Leben der einfachen Gläubigen in Verbindung gebracht. Sie müssen sich im Leben und im Sterben auf die gleiche (!) Kirche verlassen können.

Diese Deutung des Bruches mit der Tradition liegt aktuell der Einschätzung des Synodalen Wegs in Deutschland durch die römische Kurie zugrunde. Die Theologie von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. ist auch nach seinem Rücktritt vom Papstamt und auch nach seinem Tod längst nicht an ihr Ende gekommen.

Diese Zusammenhänge werden in meinem neuen Buch Erich Garhammer, Genie und Gendarm. Wenn eine Theologie amtlich wird: Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., Würzburg 2023 (erscheint demnächst) näher entfaltet.